

Behaviorism

Autor(en): **Boeschstein, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 7

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Behaviorism

von Hermann Boeschstein

I.

Den Behaviorismus nannte der Herr Geheimrat und Ordinarius für Psychologie seinerzeit die frechste amerikanische Herausforderung der europäischen Seelenkunde, die sich indessen würdig den metaphysischen und logischen Ungeheuerlichkeiten der Yankeephilosophie anschließe. Glücklicherweise sei der Unsinn diesmal so klar, daß er leicht abgeschüttelt werden könne.

Abgeschüttelt oder nicht abgeschüttelt von den zünftigen Gelehrten in Europa, die Benehmenspsychologie ist in den Vereinigten Staaten Mode geworden. Erfolglose Zahnpastaverkäufer, gehemmte Söhne, höhere Töchter und ihre unverstandenen Mütter suchen nicht mehr beim Psychoanalytiker, sondern beim Behavioristen Hilfe; die Komplexe, die man im letzten Jahre noch deutlich spürte, sind verschwunden, und das Leiden heißt jetzt «schlechtentwickelte Verbalisation». Der seelische Mediziner der Vienna school muß sich, wenn er wenigstens dem Meister treu bleiben will, in die Vorstadt hinaus verziehen, während der Anhänger Watsons leicht imstande ist, die teuren Sprechzimmer der Innerstadt zu bezahlen. Die Universitäten haben den Zug der Zeit gleichfalls erkannt und den Erforscher der Träume, den Kenner der Hysterien entlassen. Die jungen Studenten wollen behavioristisch geschult werden.

John B. Watson, der es nicht nur verstanden hat, Gründerlorbeeren zu erringen, sondern auch Meisterwürde zu bewahren, wird schon in solchen Anzeichen die volle Bestätigung seiner Lehre erblicken. Eine bessere noch erlebte er an sich selbst: sobald er den Behaviorismus entdeckt hatte, erlöste ihn eine Reklamefachgesellschaft von seiner Professur und bestellte ihn mit 25,000 Dollars Jahresgehalt zu ihrem Oberhaupt. Aber obschon es ihm und den Seinen derart glänzend geht, und wiewohl eine Bewegung von solchem Barwert für einen vernünftigen Menschen keiner Apologie mehr bedarf, hat Watson doch nicht unterlassen, seine Psychologie in immer neuen Büchern, die sich nach einer Art einfacher Zellteilung vermehren, unter das Volk zu bringen. Denn als ein echt amerikanischer Apostel erstrebt er nichts geringeres als das Heil der ganzen Menschheit. Wobei das Böse, von dem er uns zu diesem Zweck erlösen muß, die Seele ist.

Zugegeben, Wundt hat schon versucht, Psychologie ohne Seele zu treiben. Aber er jagte nach Watson diesen unwissenschaftlichen Begriff doch nur zur einen Türe hinaus, um ihn in geschickter Verkleidung vor einer andern wieder freundlich zu begrüßen und einzuladen: als Bewußtsein, mit dem ganzen Anhang von Sensationen, Perzeptionen, Ideen und Bildern. Hiemit unterzeichnete die Psychologie abermals den Vertrag mit der unfruchtbaren Introspektion, von der aus nicht die geringste Verifikation – eine erste Bedingung der Wissenschaft – möglich wird. Der Behaviorist nun verspricht, mit derlei mystischen Begriffen endgültig Schluß zu machen und an unsern Verstand keine Zumutungen mehr zu stellen, die diejenigen der exakten Naturwissenschaft übersteigen. Er will uns nicht länger verborgene Gedanken und Gefühle einreden, sondern beobachtbare Taten sehen lassen. Wie die Biologie die Tätigkeit einzelner Organe erforscht und registriert, so soll die Benehmenspsychologie verfolgen und zunächst einmal beschreiben, was der Mensch als Ganzes von morgens bis mitternachts tut. Dabei ergeben sich dann sehr bald gewisse regelmäßige Benehmentypen, die zum zweiten und wichtigsten Schritte der Wissenschaft, zur Vorhersage berechtigen. Den bestimmenden Grund dieser Typen aufzudecken bildet die erste Aufgabe; ihn möglichst unkompliziert in die Hand zu bekommen, formt den dringendsten Wunsch des Behavioristen.

Psychologen, die unter der Oberfläche unseres Daseins eine Menge irrationaler Störenfriede drohend umhergeistern lassen, finden da keine Gnade. Auch wenn sie William James heißen. Von seinen gut zwanzig Instinkten, die seit Urväterszeiten unser Tun und Lassen bestimmen, kann der Behaviorist auch nicht *einen* entdecken. Von wenigen, bisher noch gänzlich unerforschten pränatalen Gewohnheiten abgesehen, ist ihm das Neugeborene tabula rasa, dessen Benehmen fast nach Belieben entwickelt werden mag. Bring es aus dem Hause des amerikanischen Geschäftsmannes in die Hütte eines chinesischen Musikers, und statt des Organisationstalentes, « das es Zug um Zug von seinem Vater ererbt hat », wird es vielleicht ein Meister auf der eigenartigen Skala chinesischer Töne, von dem die Nachbarn in ihrer Unwissenheit behaupten, es sei ein neues Gefäß für die dem Vater entwindende Weisheit und Kunst. Der Behaviorist behandelt den Säugling als ein Häufchen Protoplasma, das nichts als die Möglichkeit mannigfacher Reaktionen besitzt, die sich indessen immer, selbst wenn sie sich als Sprache oder Gedanken äußern, auf Bewegungen zurückführen lassen. Und diese Bewegungen suchen sich nun mehr oder weniger schnell in Gewohnheiten nieder-

zusetzen, deren Summe dann ergibt, was wir Neigung, Begabung, Beruf, Charakter nennen. Nichts davon ist angeboren, alles wurde uns bloß anerzogen. Nurture, not nature. Der radikale Benehmenspsychologe bezweifelt gar nicht, daß unsere Gewohnheiten in den ersten drei, vier Jahren eine Stärke angenommen haben, gegen die alle folgende Erziehung im Guten oder Schlechten nur mühselig anzukommen vermag, während es allerdings in jener kurzen plastischen Zeit möglich sein muß, mit besser erforschter Methode nach Belieben unsern künftigen Edison, Hoover oder Paderewski herauszubilden. Den Hinweis auf die paar bekannten Generationen von Musikern und Mathematikern beantwortet Watson mit der Behauptung, daß die Kinder solcher Männer eben in frühester Jugend jene Gewohnheiten angenommen haben, die ihre Väter groß machten. Eugenetiker und Rassentheoretiker, die eine solche Theorie natürlich brotlos zu machen droht, haben dem Behavioristen schließlich einige letzte Gewissensfragen gestellt. Er hat ohne Wanken mutig geantwortet. Ja, eure geistig minderwertigen Neger können in einer guten Kinderstube die Talente eines Coolidge oder Bryan erwerben, und die Kinder eurer glanzvoll vorgemerkten Zuchtväter werden – frühzeitig genug hingbracht – in einer Orang-Utanfamilie durch Intelligenz zu allerletzt auffallen.

Die Lust zur Probe aufs Exempel ist so groß, daß sie die kinderlose Kameradschaftsehe à la Lindsey ernsthaft gefährdet, umsomehr, da sich noch überraschendere Behauptungen dieser neuen Psychologie gleichfalls nur in den Windeln nachprüfen lassen. Die behavioristische Gefühlstheorie. Genaue und ausgedehnte Untersuchungen haben Watson zur Überzeugung gebracht, daß es nur vier ursprüngliche Bedingungen gibt, die unter allen Umständen ganz bestimmte Gefühlsweisen – ihrer drei – erzeugen. Heftiger Lärm und Verlust des Stützpunktes erregen im Kinde das, was wir als Furcht bezeichnen, Hemmung seiner Bewegungen versetzt es in Wut, und zärtliches Streicheln, besonders des Unterleibes, macht ihm Freude. Angst, Ärger und Lust entstehen naturnotwendig nur aus den genannten Urbedingungen; wenn wir darüber hinaus nun auch noch Blindschleichen und Katzen fürchten, uns über den Gerichtsvollzieher ärgern und eine fette Hammelkeule mit Wohlgefallen begrüßen, so besteht dafür ein triftiger Grund nicht – das wurde uns so anerzogen und hätte sich ebensogut auch umstellen lassen, dergestalt etwa, daß wir vor der Hammelkeule zittern und den Gerichtsvollzieher jubelnd begrüßen, und so weiter. Nämlich so: bring einem kleinen Kinde Ratten, Stachelschweinchen und was nur immer,

tot oder lebendig, des Erwachsenen Haare zu Berge treibt – es wird sie streicheln und lieblosen, auf keinen Fall wenigstens fürchten. Mach aber Lärm in seiner Gegenwart, oder zieh ihm das Kissen, auf dem es liegt, rasch weg, und es fürchtet sich. Nun schlag diesen Krach oder nimm ihm die Unterlage ein paarmal in Gegenwart der genannten Tierchen, und es wird bald anfangen, seine Furcht auf diese unschuldigen Dingerchen zu übertragen. Der Gegenstand, der zufällig den unbedingten Stimulus zur Furcht, Freude oder Bangigkeit optisch begleitet, rückt zur Stellvertretung auf. Weil mein Kinderauge damals ausgerechnet auf dem Bildnis des bärtigen Landesvaters ruhte, während draußen der große Wind ging und mich zum Fürchten brachte, bleiben mir nun meiner Lebtage Bartmänner unheimlich, und die Morgensonne lächelt mich nur deshalb so freundlich an, weil mit ihr zumeist die Mutter erschien und mich in ihrem Lichte hätschelte. Ergo, unser ganzes Fürchten, Bangen und Freuen spielt zum allergrößten Teil in sinnloser Zufälligkeit. Im Schlachtendonner zu zittern, oder mit Furcht vom Apfelbaum zu fallen, das hat wohl seine tiefste Berechtigung, und jenen gewissen Herd körperlicher Freuden kann man gleichfalls gelten lassen; auch ist nichts gegen die Unbehaglichkeit einzuwenden, die ich empfinde, so mich jemand fest packt; daß wir hingegen sonst noch hassen und lieben, geschieht ohne natürliche Notwendigkeit; für die Unruhe und die Gefahren, die von daher aufsteigen, müssen wir uns bei unsern Erziehern bedanken.

Alle Behavioristen sind sich darüber einig, daß die Entdeckung der vier Stimuli und der drei Reaktionen das größte Ereignis seit 1492 bildet: mit ihr wird es gelingen, das Gefühlsleben der Menschen peinlich genau zu kontrollieren. In welchem Sinne, darüber streiten sie allerdings noch. Die einen empfehlen eine rational ausgewählte beschränkte Zahl von Gegenständen, an die des jungen Menschen Furcht oder Liebe verhaftet werden soll; Watson jedoch will uns an gar nichts mehr mitbängen und mitgenießen machen, um so die Welt von brütenden Melancholikern und verliebten Poeten zu befreien. Wie er sich den Zukunftsmenschen denkt, läßt sich ahnen – er hat einmal den Mann als ein hoffnungsloses Früchtchen bezeichnet, der in den Dreißigern nicht mindestens seine 3000 Dollars per annum macht.

Zaghaft kommen einem diese Theorien nicht vor; der Behaviorist findet wenig Gewagtes darin. Erst wenn es zum Thema Gedächtnis und Gedanken kommt, hat er das Gefühl eines Mutsprungs, der ihn zu den Galilei, Kopernikus und Kant hinübersetzt. Begreiflich. Seit

Aristoteles ringen die größten Denker mit dem Gedächtnisproblem: nutzlos; ein so tüchtiger Kopf wie James denkt sich mürbe dabei: umsonst: und nun soll es dem Behavioristen, der gar keinen besonderen Anspruch auf philosophische Bildung macht, gelingen, die illustren Männer zu verbessern. Aber er muß, weil er kann, und die Einfachheit der Lösung ist kein Grund, sich zu zieren: es gibt kein Gedächtnis und keinen Gedächtnisprozeß als psychische Organe und Vorgänge – es gibt bloß Lernen und Vergessen, und das vollzieht sich in kräftiger und schwächer werdenden Muskelgewohnheiten. Beispiel: ein Knabe, der sich angewöhnt hat, seinen « Holländer » zu treiben, unterbricht diese Übung für einige Wochen. Frag ihn nun, ob er fahren kann. Vielleicht ist er noch unfähig, zu sprechen, er setzt sich deshalb zur Antwort gleich auf sein Vehikel und versucht's wieder; es geht, freilich nicht mehr so gut wie ehemals, weil die besondere Bewegungsgewohnheit ein bißchen zerrüttet ist. Gesetzt aber, der Knabe antwortet: ja ich kann noch fahren, ich weiß noch, wie man's macht. Beweist der Junge dadurch Erinnerung von psychischer Qualität? Keineswegs. Seine wörtliche Versicherung besagt bloß, daß er nicht nur zu fahren, sondern auch über das Fahren zu sprechen gelernt hat: und daß die Sprachmuskulbewegungen das Gelernte wiederzugeben vermögen. Ob er aber tatsächlich noch fahren kann, ob auch die dazu notwendigen Bewegungsgewohnheiten noch beisammen sind, das kann allein der wiederaufgenommene Versuch erweisen. Oder das berühmte Problem des Wiedererkennens. Smith sieht nach zwanzig Jahren Miller wieder, mit dem er seinerzeit Fußball zu spielen pflegte. Dabei hat er selbstverständlich eine Menge von Sprech-, besser gesagt Sprachmuskulgewohnheiten gebildet, die nun noch stark genug sind, das alte Thema, in dem der Name Smith des öfteren vorkommt, sofort wieder aufzunehmen. Aber soweit kann am Ende auch der Bewußtseinspsychologe mitmachen; mit etwas Gewalt lassen sich die erwähnten Fälle in das Kapitel Motorisches Gedächtnis hineindrücken. Weit wird seine Geduld nicht reichen, denn der Behaviorist anerkennt überhaupt kein anderes als das motorische Gedächtnis. Die Existenz innerer Gesichte und Töne leugnet er glattweg. Beweise, objektiviere diese deine seelischen Bilder und in dir jubelnden Harmonien! Natürlich, du redest dich auf ihren bloß introspektiven Wert aus – aber keine Macht der Erde bringt dich von der Gewißheit ab, daß du immer noch deine entschwundene Geliebte leibhaftig vor dir siehst und ihre zarte Hand zu streicheln glaubst... Rührend, aber Humbug, erklärt Watson. Wir haben diese einst wirk-

lichen Vorgänge damals in Worte, das heißt in gewisse Muskelbewegungen gegossen und lassen sie nun, wo immer die Gelegenheit verlockt, aufs neue 'runterschnarren, solange der Mechanismus funktioniert. Wenn wir eine Landschaft sehen oder ein Konzert mitanhören, begleiten wir das Erlebte fortwährend mit mehr oder weniger intelligenten Bemerkungen, wir *verbalisieren*: die Wiederholung dieser Verbalisation täuscht uns dann den Besitz eines inneren Bewußtseins vor, das jedoch völlig von der Fähigkeit ausgemacht wird, über vergangene Erlebnisse reden zu können, mit andern Menschen, mit uns selbst, laut, wispernd und schließlich in jener feinen Unhörbarkeit, die wir irrtümlicherweise als Denken bezeichnen.

Angriff auf die letzte, scheinbar nicht zu nehmende Feste der Bewußtseinspsychologie. Watson will auch den Gedanken, der uns geistig par excellence vorkommt, mechanisieren. Denken ist eine körperliche Aktivität, so einfach oder so kompliziert wie Tennisspielen; der einzige Unterschied besteht darin, daß wir dort neben manchem äußern vornehmlich die innern Muskeln des Kehlkopfes, der Zunge und so weiter bemühen, zuerst in solcher Stärke, die Töne erzeugt, allmählich aber mit immer größerer Ruhe, die schließlich körperliches Unbeteiligtsein und geistige Bildung vortäuscht. Denken ist nur ein ganz, ganz leises Sprechen. Überflüssig zu sagen, daß viele Menschen überhaupt nie vollkommene Lautunterdrückung erreichen, sondern immer hörbar, womöglich noch sichtbar denken. Und kein Wunder mehr, daß wir so beschränkte Tröpfe sind, da wir doch nur soviel bedenken können, als wir zu besprechen vermögen – was auf nicht mehr als ein paar armselige Brocken hinauskommt, in die wir unsere Jugenderlebnisse umgemünzt haben und die begreiflicherweise keine großen Transaktionen erlauben. Besserung können einzig und allein reichhaltigere Sprachgewohnheiten verschaffen. Gib dem Kind mehr Worte, und da es sich Worte vor allem in der Verbindung mit Gegenständen und Tätigkeiten merkt, gib ihm viel Anschauung, beschäftige es dauernd und lass es Gesehenes und Getanes verbalisieren. Das füllt ihm jenen Sprachbaukasten, mit dessen Würfeln der Erwachsene baut. Wer immer mit der Schaufel umgeht, kann nur über die Schaufel reden, denken. Gegen solche Beschränktheit hilft nichts als vielfache manuelle Ausbildung, von genauer Sprache begleitet – dies, und für den geistigen Arbeiter verbalisiertes Erlebnis auf dem Schauplatz seiner Welt – Bücher, Theater, Reisen – nicht das imperative *Kultiviere dein Denken! Lerne dich zu konzentrieren!* vermehrt die Kombinationsfähigkeiten unseres Gehirns.

Gewichtig wie diese Anschauungen sind, sie machen keine erfolgreiche amerikanische Psychologie. Solange die psychoanalytischen Mühlen noch laufen, ist nichts getan. Ihnen das Wasser abzugraben versucht denn auch jedes behavioristische Buch in einem Kapitel, das sich durch Umfang und sorgfältige Behandlung in gleicher Weise auszeichnet. Die Mühe wird verständlich, wenn man die Wendungen bedenkt, die verschleiert werden müssen. Nachdem zuvor nur die Allerkleinsten für behandlungsfähig galten, läßt man jetzt auch die Erwachsenen zu sich kommen und behandelt sie sogar genau nach Freuds Schema, denn der Patient erwartet nun einmal einige pikante Enthüllungen aus seiner dunklen Vorzeit. Er wird vom Behavioristen bloß sachte darauf aufmerksam gemacht, daß er nicht am Unbewußten und noch weniger an einer geistigen Krankheit leide – denn diese Ausdrücke der Wiener setzen ja gerade voraus, was die Leute um Watson verlachen: Bewußtes und Geist – woran wir leiden, das sind unverbalsierte Erfahrungen. Das berühmte Unbewußte ist nichts anderes als das Unverbalsierte, die ehemaligen Komplexe enthüllen sich einfach als Erfahrungen, die wir nie zu benennen gelernt haben, und in diesem Lichte verspricht der Behaviorist die einzig erfolgreiche Behandlung jener Störungen, an denen seine Konkurrenten reich werden. Nimm den Fall eines Menschen, der zur Schweigsamkeit erzogen wurde. Seine Wortwelt deckt sich kaum zum geringsten Teile mit seiner Erfahrungswelt, die ihm deshalb unverständlich und unzugänglich bleibt. Sein Leben fließt nicht in die soziale, berufsmäßige, wissenschaftliche oder künstlerische Zeitströmung ein, es biegt sich gehemmt zurück und vertrocknet aus Mangel an Sprachblut. Nun läßt aber auch eine normale Erziehung Unmengen von Erfahrungen ohne Namen. Einmal erleben wir fast alle Vorgänge bis zum zweiten, dritten Altersjahre sozusagen roh, sprachlich unbelegt, und sodann wird auch dem erwachsenen Menschen aus falscher Scham oder Unfähigkeit das rechte Wort für manche Bewegungen, Organe und Triebe unterschlagen. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß wir für einen großen Teil unserer Gefühle, Willensdrängungen, Reaktionen des Mittels ermangeln, das sie aus dem Dunkel heraushebt, in den sozialen Sprachorganismus einfügt und so der Kritik und Kontrolle der Gruppe, des Volkes, der Menschheit übergibt – statt dessen schlagen wir uns hilflos mit ihnen herum und gehen wohl oft daran zugrunde.

In der Methode scheint sich nun die behavioristische Therapie der rechten Wortgebung mit der verbalen Katharsis der Psychoanalytiker

völlig zu decken; aber der teleologische Unterschied, belehrt uns Watson, ist gewaltig. Der Psychoanalytiker nimmt den Menschen als ein sexuelles Wesen, der Behaviorist erfaßt ihn als ein auf Worte reagierendes, mit Worten manipulierendes Tierchen. Er lebt und webt im verbalen Organismus seiner Gruppe; was er von ihr empfängt und was sie von ihm erhält, wird ausschließlich durch das Sprachmedium vermittelt, ja sogar geschaffen. Der Techniker, der zu einer neuen Maschine ansetzt, bildet sich zuerst ein Modell aus Worten – andere Leute nennen das: er stellt sich's vor – diese Wortorganisation lenkt dann seine körperlichen Bewegungen auf ein materiales Modell hin; Unvollkommenheiten, die der Erfinder daran entdeckt, werden zuerst aus dem entsprechenden Wortgebilde herausgenommen, und so fort. Doch das Wort ordnet nicht nur alle manuellen Bewegungen zweckmäßig auf das technische Produkt hin, Worte, glaubt Watson, werden mit der Zeit unsern ganzen Körper unter ihre Macht bekommen und die schwierigsten ethischen Forderungen automatisch erfüllen. Worin diese aber bestehen, darüber wird man sich leicht einigen. Absolutes Mehr entscheidet. Die überwiegende Zahl amerikanischer Bürger und Erzieher wird zur ausschließlichen Zucht den gesunden Menschen empfehlen, der die Verfassung nicht anzweifelt, an die religiöse Sendung des *Rotary clubs* glaubt und der ein ordentliches Gehalt zu verdienen und auch wieder unter die Leute zu bringen versteht. –

Wir haben nicht die Absicht, den Behaviorismus als Psychologie zu kritisieren; davon ganz abgesehen, daß das in letzter Zeit sehr oft besorgt worden ist – am besten von Bertrand Russell –, verlohnt es sich nicht im Rahmen einer Aufgabe, die den Behaviorismus als eine Erscheinung des amerikanischen Lebens auszustellen versuchte und die deshalb nun vor allem noch verpflichtet ist, die geistige Umgebung dieser neuen Schule knapp zu umreißen.

Neben andern hat A. P. Weiß unternommen, dem Behaviorismus für den Eintritt in die Philosophie das metaphysische Paßsignalement herauszuschreiben. Physischer Monismus. Das Universum ist die Summe der Bewegungen, die seine elementaren Bestandteile, Elektron-protonpartikel, zu beschreiben vermögen. Elektron-protonaggregate treten nun zu einer großen, aber nicht unbeschränkten Zahl von Organisationen zusammen: Atome, Moleküle, kristallinische Typen einerseits und andererseits Protoplasmen, die sich von einzelligen zu mehrzelligen Gebilden entwickeln. Der Mensch ist eine unter vielen möglichen Elektro-protonorganisationen, wohl die komplizierteste vielzellige, aber

noch nicht die letzte. Denn die Natur hat verstanden, verschiedene mehrzellige Gebilde zu einem neuen, dem zusammengesetzt-mehrzelligen Organisationstypus zu vereinigen, wie ihn Familie, Gemeinde, Staat, Volk, Menschheit vergegenwärtigen. In ihm übersteigt der Mensch die Grenzen, die ihm als individuellem, vielzelligem Wesen gesetzt waren. Er erwehrt sich in der sozialen Verstrebung der Mühen und Gefahren, die den Einsiedler umlauern; der Austausch wichtiger Erfahrungen und die verschiedenen intersozialen Systeme zu gegenseitiger Hilfeleistung verlängern und versüßen das einzelne Leben zugleich.

Der Mensch fällt dadurch unter zwei Betrachtungsweisen: die biophysikalische ergibt seinen anatomisch-physiologischen Befund, während die biosoziale alle jene Bewegungen, die andere Individuen zur Reaktion reizen, systematisiert. Zum Beispiel, wenn ich meinen Freund zum Tee einladen will, so kann ich das telephonisch, telegraphisch, durch einen Brief und wer weiß wie noch tun. Als sensomotorische Aktionen sind diese Wege durchaus verschieden, als Stimulus für meinen Freund wirken sie dagegen völlig gleich. Behaviorismus beobachtet nun nicht, wie mein Freund auf diese Anregung in seiner sensomotorischen Veranlagung antwortet, sondern wie er darauf sein soziales Benehmen einstellt, ob er vor Freude aufspringt, eine Entschuldigung für seine Frau sucht, ob er sich umkleidet, und so weiter. Das Individuum wird vom Biologen auf Strukturunterschiede, vom Behavioristen auf seine intersozialen Bewegungen hin untersucht; dort ist groß, klein, leberkrank, männlich, blond die Frage, hier dagegen streitsüchtig, fleißig, Lehrer, Sozialist, Golfspieler, Bücherwurm. Intersoziale Anregungen – Schlag der Zwölfuhr Glocke, Ankunft des Überseedampfers – stehen auf der einen Seite der behavioristischen Gleichung; intersoziale Antworten – Stirnrunzeln, die Komposition von *Tristan und Isolde* – auf der andern. Da die Termine dieser Gleichungen mit beobachtbarer menschlicher Tätigkeit und Leistung ausgefüllt werden, scheint das Ziel einer völlig extramentalen Psychologie erreicht zu sein.

Das heißt, Weiß beharrt nicht auf dem Untertitel Psychologie; das könnte Erwartungen erwecken, die der Behaviorist unmöglich erfüllen kann. Dabei wird nun nicht mehr behauptet, daß diese Erwartungen durchaus sinnlos seien, sie sind es nur im Falle des Behaviorismus, der die Aktionen und Reaktionen des Menschen als soziales Wesen in der Terminologie des sichtbar Geleisteten beschreibt, der mithin den Übergang von der Biologie zur Soziologie macht. Für jede andere Betrachtungsweise können die Probleme der Mentalpsychologie volle Geltung

bewahren. Der Behaviorist bemerkt beispielsweise, wie sich bald nach der Einführung des Automobils das Bedürfnis nach einem Geschwindigkeitsmesser regt. Nach einer gewissen Zeit bieten verschiedene Geschäfte Tachymeter an – gute, schlechte, vielleicht auch unterschiedliche Fabrikate von nämlicher Güte. Die Welt plus Geschwindigkeitsmesser, mit dem veränderten Benehmen des Automobilisten, bringt eine neue Aufgabe in das Blickfeld des Behavioristen. Die Arbeit aber, die zur Erfindung des Instrumentes nötig war, interessiert ihn nicht. Ob der Techniker im Schlaf auf diese Idee gekommen ist, ob ein Franzose oder Deutscher mit den jeder Nation eigentümlichen Gedankengängen das Ziel erreicht hat, tut nichts zur Sache, da allein das fertige Produkt in die Gleichung eingeht. Zu behaupten, daß dafür überhaupt kein Geist nötig war, ist weniger eine logische als eine pathetische Folgerung des radikalen Flügels im Behaviorismus, während der gemäßigte Anhänger zugibt, daß Geist von den Maschen dieses neuen Beziehungssystems einfach nicht eingefangen wird.

Uns scheint, daß ein solches Geständnis die Lage erklärt. Behavioristische Psychologie macht den typischen amerikanischen Schritt zur Seite, den die amerikanische Philosophie mit all ihren Problemstellungen getan hat. Weltanschauung neigt hier je und je dazu, Lebensanschauung zu werden; die Erkenntnisprobleme rücken gegen die Psychologie ab, und die Psychologie schmelzt nun, wogegen sie gedrängt wird, Pädagogik und Soziologie im Behaviorismus zusammen.

Man weiß, wie der amerikanische Denker mit der Genauigkeit eines Methodisten an Jahr und Tag erinnert, an dem der große Ruck, die Bekehrung zur eigenen Philosophie geschah. Was vordem gedacht wurde, ist koloniale Abhängigkeit. Edwards Calvinismus, Emersons Transzendentalismus via Göttingen, Brockmeyers Hegelsche Versuche, und so fort. Im Januar 1878 aber das paper von C. S. Peirce: *How to make our ideas clear*. Die Klarheit einer Idee ist keine abstrakte Qualität, die sich eindringlicher Beobachtung schließlich ergeben muß. Vielmehr sind unsere Ideen von etwas nichts anderes als die Ideen von der Wirkung dieses Etwas. An der Wurzel jedes Gedankens sitzt Spürbarpraktisches, so daß an diesen Gedanken zu glauben geradezu bedeutet, eine neue Tat-Gewohnheit anzunehmen. Daran nicht genug, erscheint im selben Monat desselben Jahres das erste Buch von William James, mit der gleichen Grundstimmung: der Gedanke ist mehr als die bloße Kopie eines Gegenstandes, nämlich selbst etwas Aktives, Schöpferisches; der Geist steht mitten drin im Weltgetriebe, und er sieht die Wahrheit

nicht bloß, er hilft sie auch schaffen. Vor allem aber das eine: Fragen zu stellen, deren Beantwortung unser Benehmen nicht entscheidend beeinflußt und nicht wichtige Interessen befriedigt, ist sträfliche Zeitverschwendung. Ein solcher Satz wirkt in Europa tautologisch; die abstrakteste Differenz kann da gewaltig interessieren und ungeheure Veränderungen bedingen. Veränderungen feiner geistiger Koordinaten freilich, und daran dachte James nicht. Er meinte gröbere, praktische Entscheidungen. Der Philosoph des amerikanischen Pioniertums hatte nicht den Nerv, den Streit über Substanzen, Attribute, Modi und dergleichen Dinge, die unser Benehmen in körperlich-sinnlicher Beziehung doch nicht verändern, für wichtig zu halten, während seine Brüder einen neuen Kontinent eroberten. Bei dieser Stimmung ist es seither geblieben. Sogar Metaphysiker und Erkenntnistheoretiker fühlen sich der optimistisch-praktischen Einstellung des Landes verpflichtet; Ethiker, Psychologen und Pädagogen sehen schon gar keinen Grund, ihre Probleme auf etwas anderes als auf die amerikanische Praxis zuzuschneiden.

Man ist versucht, an eine gewaltige Achsenverschiebung zu glauben. Im katholischen Mittelalter wirbeln die führenden Gedanken um die Frage der Erlösung, den Philosophen quält seit der Reformation das Ding-an-sich, das absolute Objekt, und die Amerikaner suchen nun das Irdisch-nützlich-angenehme. Wobei wir vorläufig die beiden letzten Richtungen wie unter einer schlechtgestellten Linse unklar nebeneinander sehen – eine leichte Verstellung des Rohres, und wir werden schon nicht mehr begreifen, wie man je nach absoluter Wahrheit statt bloß nach der Wirkung fragen konnte. Sieg des Amerikanismus? Er ist höchst unwahrscheinlich, und wenn schon, so haben wir ihn selbst befohlen! Diese Einstellung ist in Europa durch Condorcet, Comte und Lotze angeregt worden. Wahr, die Amerikaner haben sie in Reinkultur hochgezogen und an ihr eine Selbständigkeit erreicht, die heutzutage wie ein Übergewicht aussieht. Aber möglicherweise ist schon die Axt an die Wurzel gelegt, und sie wurde in Europa geschliffen. Amerikas größter Philosoph, Dewey, der sich aus der Ferne von den Behavioristen kaum unterscheiden läßt und der als typisch amerikanisch etikettiert wird, wendet sich gegen den Behaviorismus in Ausdrücken, die jedemeuropäischen Idealisten Freude machen. Neokantische Lehrjahre Deweys tragen Frucht. Jene Vereinfacher, die Amerika-Europa gerne als kontradiktorischen Gegensatz nehmen, werden unruhig – es ist nur ein konträrer, und am Ende bekommt vielleicht gar Hegel recht: These Europa und Antithese Amerika ergeben zusammen die Synthese einer neuen Kultur.